

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 3 (1935)
Heft: 5

Artikel: Die Liebe
Autor: Hallauer, Berta
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Die Seite unserer Frauen!“

Die Liebe

Die Lieb' hat vielerlei Gestalt,
Oft kommt sie jäh mit Sturmgewalt,
Oft leiser als der Tod.
Sie fragt nicht nach Gut und Geld,
Sie trotzt kühn der ganzen Welt,
Und weiß um kein Gebot.
Und schiebst du alle Riegel für —
Wann hätte sich an Tor und Tür
Die Liebe je gekehrt?
Sie kann an Kraft ein Riese sein,
Und ist doch wieder spinnwebfein,
Daß sie ein Hauch zerstört.

Berta Hallauer.

MEINE SCHULD.

Novelle von Marie Glöckler.

(Fortsetzung)

„Ob sie wohl glücklich wird?“ Wie oft wiederholte ich mir diese Frage, eigentlich zerrte ich immer daran. Das war ja mein einziges Denken und Forschen; grüblerisch wühlte ich mich immer mehr in die Frage hinein. Wenn wirklich die andere Liebe in ihr erwacht und ihr ganzes Fühlen und Empfinden zu beherrschen vermag? Wenn sie die Erfüllung auch des geheimsten Sehnens und Verlangens im Einssein mit dem Manne finden kann? Dann — ja dann sind alle Fragen gelöst! Dann hat sie aber auch gelogen, die Stimme unseres Blutes — uns einen falschen Weg geführt, umsonst uns leiden und kämpfen lassen, aber auch etwas heilig Verschlossenes uns zerstört. Und doch — wie rang ich heiß darnach, daß meine Wünsche in Erfüllung gingen, daß Annelies glücklich würde! O, wie könnte ich da triumphierend meinem Gewissen Schweigen gebieten, befreit aufatmen, weil nun ich es war, die falsche Begriffe auf rechte Bahn geleitet und ein junges Menschenkind bewahrt vor Einsamkeit und Leid. Ja, nun wußte ich, wie ich aufhorchen würde, und immer ängstlicher und tiefer eindringen möchte in dieses große Geheimnis, das nie ein Mensch verstanden noch gelöst hat! Morgen wird Annelies eine junge Frau werden und bald darauf schon würde ich darnach forschen, ob die Stimme unseres Blutes gelogen hat! O Gott, ich weiß es ja heute schon, daß sie nicht lügt — nie lügen kann — nicht lügen darf, sonst wäre es ja nichts anderes, als wie es der große Haufen in seinem blöden Unverständ erfaßt und beurteilt hat! Werde ich wohl einmal Ruhe finden können, oder wird der Zwiespalt meiner Seele mich immer verfolgen? Soll ich nun verurteilt sein, diese Last zu tragen, nicht nur ungestillte Liebe zu überwinden, auch noch quälerisch umhergetrieben sein und nie mehr loskommen von diesem Hineingraben in eine fremde Welt — ja, immer einen Tag auf den anderen warten und jeden Tag immer das gleiche tun: hineinhören, hinauslaufen ob Annelies glücklich ist? Aber dann — wenn sie es doch nicht ist? Wenn der flüchtige Sinnesrausch nicht vermocht hat, Gottesgesetz zu besiegen, weil zwei andere NATUREN, die nicht zusammen gehören, nie zusammen kommen können — dann erst wird die große Schuld beginnen, die Reue mich zerfressen und das nie verstummende Gewissen mich verklagen!

Zitternd stellte ich die Schneeglöcklein in eine kleine Vase. War es denn nicht ein Hohn, Annelies damit zu schmücken? War es denn nicht wie Blumen auf ein Grab?

Warum tat ich es denn aber? Warum floh ich nicht, um irgendwo in stiller Einsamkeit mich zu verbergen? Ja, warum? — Weil ich nicht kann! Weil Annelies gestern Abend noch einmal zu mir gekommen war, nochmals ihre Arme um mich geschlungen und mich angefleht, bei ihr zu bleiben, sie nicht zu verlassen, sie zu begleiten auf diesem unbewohnten Weg, daß jemand da sei, der sie liebt.

„Annelies!“ hatte ich erschrocken ausgerufen, „du liebst doch den Werner! Sage mir, daß Du ihn liebst!“

Da hatte sie mich angeschaut mit großen, blicklosen Augen, hatte wieder ihre Hände gefaltet und leise geantwortet: „Ich habe ihn ja gern, den Werner, gewiß, ich habe ihn gern und er ist auch gerade der rechte Mann und Mutter will es doch so haben“ — und dann hat sie meine Hände gepreßt und mich angefleht: „Aber sie bleiben doch bei mir! Immer bleiben Sie bei mir — Sie verlassen mich doch nie — nie?“

Da nahm ich das flehende Mädchen ruhig in meine Arme. „Nein Annelies, ich verlasse Dich nie!“

Wie ein heiliger Schwur war es über meine Lippen gekommen, denn ich wußte es, daß ich Annelies nie verlassen darf — daß sie mich nötig hat, mehr denn sonst!

Ueber dem Tannenwald lag ein gelber Schein; es war, als ob der Tag nicht kommen könnte. Mühsam kämpfte das Licht mit der Dunkelheit. Sie ballte sich endlich zu graugelben Wolkenballen zusammen, die schwer und wuchtig den neuen Tag verhüllten. Lange hatte ich diesem mühsamen Kampf zwischen Licht und Dunkelheit zugeschaut, diesem Kampf, der in der Welt war, seit die ersten Menschen gefallen und nie aufhören wird, bis auch der letzte wieder zurückkehren wird ins ewige Licht oder in die ewige Finsternis. Bange schaute ich zum Himmel auf. Der gelbe Streifen wurde immer breiter und immer mehr vertieften sich die Farben und auf einmal leuchtete der ganze Himmel auf, als ob eine unsichtbare Hand eine feurige Brandfackel gegen die Wolken geschleudert hätte und blassrot färbte sich der frischgefallene Schnee am Wiesenhang. Morgenrot!

Traurig ging ich endlich hinüber, um nach meinen Schneeglöcklein zu schauen. Es fröstele mich. Kein Sonnenstrahl drang hindurch; alles grau in grau, und ich hatte so gehofft, daß Anneliesens Hochzeitstag von Frühlingslust und Sonnenschein durchflutet sei. Nun war es über Nacht wieder anders geworden, und unter der schweren Schneedecke lagen meine Blümchen gebeugt und geknickt; die Last war ihnen zu schwer geworden. Nur mit Mühe konnte ich ein kleines Sträußchen sammeln und behutsam trug ich die verwitterten Frühlingsboten ins Gärtnerhaus. Leise öffnete ich die Haustüre und lauschte hinein. Aus der Wohnstube erschallten fröhliche Stimmen, der Ton zusammenklirrender Gläser und lautes frohes Lachen. Annelies war nicht dabei. Ich wußte, wo ich sie finden würde und schon stand ich horchend vor ihrem kleinen Stübchen.

„Herein!“ rief ihre helle Stimme, aber als ich die Tür öffnete, blieb ich wie angewurzelt stehen — in der Mitte der Stube stand sie groß und schlank im schlichten, weißen Hochzeitskleid. Weich und duftig umschloß die mattschimmernde Seide ihren jungen Leib und im krausen Haar lagen schon die feinsten Myrtenblüten.

„Annelies, wie schön Du bist!“

„Bin ich schön?“ lächelte sie mir beglückt entgegen. „O, das wollte ich auch! Nun bin ich zufrieden, daß ich Ihnen gefalle!“

Ich trat auf sie zu.

„Annelies“, sagte ich bebend, „ich möchte Dir zu Deinem Hochzeitstag viel, viel Glück und Segen wünschen“